Zeitzeugengespräche

Überlebende des Zweiten Weltkriegs erzählen ihre Geschichte



Erinnerungen ehemaliger minderjähriger Häftlinge faschistischer Lager aus dem Moskauer Gebiet

Ein Jugendprojekt der
Gesellschaft zur Hilfe für Kriegsveteranen in Russland e.V.
Am Anger 31, 01237 Dresden
www.kriegsveteranenhilfe.de

In Zusammenarbeit mit der
Moskauer Bezirksorganisation ehemaliger minderjähriger Häftlinge
des Faschismus in Russland
144003 Elektrostal, ul. Raskowoj, d. 25-7
bnuf@yandex.ru

<u>Projektteilnehmer:</u>

Sophie Rodmacher und Carolin Draßdo
(Schülerinnen des Julius-Ambrosius-Hülße-Gymnasiums)

Toni Danders
(Student der TU Dresden, Mitglied des Vereins)

Dr. Hannelore Danders
(Vorsitzende der Gesellschaft zur Hilfe für Kriegsveteranen in Russland e.V.)

Gefördert von den Stiftungen:





Einige Worte über den Verein

Die Gesellschaft zur Hilfe für Kriegsveteranen in Russland e.V. wurde im Herbst des Jahres 1992 in Dresden gegründet. Das heißt auch, sie begeht in diesem Jahr ihr zwanzigjähriges Jubiläum.

Es war dies die Zeit, als in den Kriegsveteranenhospitälern in Russland größte Not herrschte und es buchstäblich an allem mangelte. Auf Bitten des Kriegsinvaliden Viktor Sergejewitsch Maximov begannen wir, Transporte mit Medizintechnik, Arzneimitteln und anderen Hilfsgütern zuerst in den Ural und dann auch in weitere Hospitäler Russlands zu schicken. Insgesamt waren es 95 Eisenbahntransporte, davon allein 18 Medizincontainer. Aus der materiellen Hilfe wurde die Hilfe zur Selbsthilfe, u.a. die Betreuung von Stomaträgern und die ambulante Pflege für 100 betagte Kriegsopfer in Jekaterinburg – gefördert durch die Stiftung EVZ aus Berlin. Im Deutschland-Russland-Jahr, das zurzeit begangen wird, sei auch gesagt, dass es uns immer um mehr als materielle Hilfe ging. Es war unser Anliegen, in Zusammenarbeit mit Stiftungen, Förderern, Freunden, kommunalen Einrichtungen einen Beitrag zur Versöhnung zu leisten. Diesem Ziel dienten und dienen bis heute die vielen Begegnungen, die unser Verein organisiert hat, die vielen Bilderausstellungen deutscher und russischer Künstler im jeweiligen Partnerland, die erarbeiteten Videofilme und vieles andere mehr.

Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, dass einen großen Anteil an dem Erreichten der Russe Viktor S. Maximov hat. Er war es, der zwei Friedhöfe für in der Gefangenschaft verstorbene deutsche Soldaten geschaffen hat – und das zu einer Zeit, als es dafür im Ural sehr wenig Verständnis gab. Er hat ein Buch geschrieben, in dem er die Vergehen der eigenen Regierung aus der Sicht seiner persönlichen Erlebnisse aufarbeitet. Er hat viel dazu getan, dass wir jetzt Partner nicht nur im Ural, sondern auch in St. Petersburg und im Moskauer Gebiet haben. Die Mehrzahl der Mitglieder unseres Vereins sind Menschen, die den Krieg und seine Auswirkungen noch selbst erlebt haben. Mehr und mehr geht es uns aber darum, die Jugend einzubeziehen, denn sie ist es, die eine friedliche Zukunft, eine Welt ohne Kriege gestalten soll.

Der Anfang ist gemacht. 2010 fuhr eine Jugenddelegation in „unser“ Waisenheim im Ural und baute gemeinsam mit den Kindern ein Freizeitobjekt – „Die Fontäne der Freundschaft“. Im gleichen Jahr wurde gemeinsam mit der Landeshauptstadt

Dresden eine Ausstellung mit dem Titel „Gesichter Russlands“ gestaltet. Dabei wurden neben Kinderzeichnungen auch beeindruckende Fotografien des ehemaligen Buchenwaldhäftlings Jakow M. Nepotschatow gezeigt. Im April dieses Jahres flog eine kleine Delegation ins Moskauer Gebiet, um sich an die schwierige Aufgabe von Zeitzeugenbefragungen heranzuwagen. Schwierig in vielerlei Hinsicht: Da ist zum Beispiel die russische Sprache an sich, aber auch die Begegnungen mit Menschen, die Furchtbares erleiden mussten und bis heute nicht darüber hinweg sind. Empfangen wurden wir dennoch mit offenen Armen, herzlich, in jeder Stadt auf eigene, besondere Weise. Und jeder der Jugendlichen hat seinen spezifischen Beitrag dazu geleistet, dass dieses Projekt gelang.

Nun legen wir mit dieser Broschüre das Resultat der Arbeit vor, an der die ehemaligen minderjährigen Häftlinge und die deutschen Projektteilnehmer gleichermaßen ihren Anteil haben. Allen sei gedankt. Wir wünschen, dass die Leser der Broschüre etwas deutlicher nachempfinden können, was die zivile Bevölkerung in Teilen Osteuropas, besonders aber die Kinder der besetzten Gebiete, durch den nazistischen Terror, durch Verschleppung, Lagerhaft und Tod erleiden mussten.



Carolin, Sophie und Toni im Gespräch mit Maria M. Popowa

Inhalt

Vorwort

Der II. Weltkrieg forderte über 60 Millionen Tote. 27 Millionen davon waren Bürger der Sowjetunion. Unter diesen Menschen gab es eine nie da gewesene Zahl an Opfern aus der zivilen Bevölkerung, die ihr Leben auf eine kaum denkbare Weise lassen mussten. Darunter waren Millionen von Frauen, Kindern und Alten.

Es gibt sie, Überlebende dieser Schreckenszeit, Überlebende der NS-Zwangsarbeit, überlebende Kinder, die damals mit ihren Müttern nach Deutschland oder anderswo hin verschleppt wurden oder gar selbst in Konzentrationslagern wie Buchenwald und Mittelbau Dora Sklavenarbeit leisten mussten. Dazu gehört Jakow Michailowitsch Nepotschatow aus dem Akademiestädchen Putschtschino bei Moskau. Er ist einer von 16000, die es im Moskauer Gebiet noch gibt und die am 11. April jeden Jahres zum 'Poklonnaja Gora' nach Moskau kommen und mit ihrem Buchenwaldlied daran erinnern, dass es so eine menschenverachtende Politik nie wieder geben darf.

Viele Zwangsarbeiter wurden in ihrer Heimat der Kollaboration mit den Deutschen verdächtigt, wurden beschuldigt, mussten zum Teil in stalinistischen Lagern erneut Zwangsarbeit leisten. Es gibt viele Gründe, weshalb im Osten Europas der „Große Vaterländische Krieg“ ein bis heute viel diskutiertes Thema ist. Die meisten Überlebenden leiden noch immer, besonders im Alter, wo manche unter Folgeschäden leiden und am Existenzminimum leben müssen.

Wer sich heute hier bei uns mit der vielschichtigen Problematik der historischen Ereignisse intensiv beschäftigt, spricht von den „vergessenen Opfern“ im Osten. Sie sollen aber nicht vergessen sein, denn aus Vergessen kann neues Unrecht erwachsen. Der Wahrheit muss Genüge getan werden - „der Menschen wegen, die das alles erleiden mussten“ - so sagt es Viktor Maximov, der russische Kriegsinvalide, der gemeinsam mit unserem Verein daran arbeitet, die ganze Wahrheit zu thematisieren um damit einen Beitrag zur Versöhnung unserer Völker zu leisten. Er schrieb das bewegende Buch: „Bekenntnisse eines russischen Soldaten“, welches inzwischen auch in deutscher Übersetzung vorliegt.

Die Delegation des Jugendprojektes unseres Vereins reiste in verschiedene Städte des Moskauer Gebietes, um sich einerseits vor Ort selbst sachkundig zu machen. Andererseits wollten sie die Botschaft nach Russland bringen:

„Wir haben euch nicht vergessen!“ und im Gegenzug - als ihren eigenen Beitrag zur Geschichtsaufarbeitung - authentisches Material in Form von erzählter Lebens-

geschichte nach Deutschland bringen. So führten sie Zeitzeugengespräche durch, machten Videoaufnahmen, brachten Bücher mit, in denen Zwangsarbeiter und „Kinderhäftlinge“ ihre Schicksale aufgeschrieben haben.

In der vorliegenden Broschüre werden nun deren Erinnerungen an die Kriegszeit wiedergegeben. Sie sollen ein besseres gegenseitiges Verstehen der Völker untereinander unterstützen und besonders der Jugend Argumente gegen rechtsextremistisches Gedankengut , gegen Intoleranz und inhumanes gewalttätiges Handeln bieten.

Von einem besonders bewegenden Schicksal erfuhr unsere Delegation in der nahe bei Moskau gelegenen Stadt Mytischtschi, wohin früher die Zarengesellschaft in Kutschen zum Jagen fuhr. In dem Museum einer Schule, die uns eingeladen hatte, berichteten Schüler vom langen Weg des Generalleutnants Dmitrij M. Karbyschew durch 12 Konzentrationslager. Er war Professor, Ingenieur der technischen Wissenschaften, ein Spezialist, der für die Deutschen arbeiten sollte. Er aber weigerte sich. Im kalten Winter des Jahres 1945 – damals war er schon 65 Jahre alt – wurde er im Konzentrationslager Mauthausen von seinen Peinigern so lange mit eiskaltem Wasser übergossen, bis er zur Eissäule erstarrte. Ein Mithäftling aus Kanada hat es mit ansehen müssen. Er brachte diese Grausamkeit zu Papier und übermittelte sie später der Familie des Getöteten. Im Moskauer Gebiet kennen heute die meisten Menschen das Schicksal von Generalleutnant Karbyschew. Für uns Deutsche war sein Schicksal noch unbekannt.

Er und alle, die in diesem Büchlein über ihre verlorene Kindheit berichten, sollen unvergessen sein. Als uns die betroffenen Zeitzeugen in Russland ihre Geschichte erzählten, waren viele tief bewegt und manche konnten ihre Tränen nicht zurückhalten. „Danke, dass ihr gekommen seid, dass ihr euch interessiert und anderen Deutschen von uns berichten wollt. Sagt aber auch, dass wir keinen Hass mehr empfinden. Wir reichen euch und allen Menschen, die guten Willens sind, die Hand zur Versöhnung.“

Hannelore Danders

Olga Petrowna Kriwoschejewa



Gedenkveranstaltung im Haus der Veteranen von Podolsk

Ich, Olga Petrowna Kriwoschejewa, bin am 31. Juli 1932 geboren und komme aus dem Gebiet von Smolensk. Als der Krieg begonnen hat, war ich gerade neun Jahre alt. Ich hatte ein schweres Schicksal. Insgesamt war ich in drei Lagern: Kauen, Schaulai und Jönichen.
Ich erzähle nun, wie ich in diesen Lagern überlebt habe. Es war schrecklich. Bevor wir ins Lager gekommen sind, hat man uns zu Fuß bis Smolensk getrieben. Es war Frühling und es lag noch Schnee. Bei Kriegsbeginn holte man alle Männer an die Front. Bloß die Kinder und die Mütter sind geblieben. Zum Schulanfang am 1. September sind wir zwei Tage in die Schule gegangen. Dann hat man angefangen, unsere Dörfer zu bombardieren. Bald auch wurde es Winter mit starkem Frost und sehr viel Schnee. Soviel Schnee wie damals habe ich mein ganzes Leben lang nie wieder gesehen.

Eines Tages kamen zwei Deutsche zu uns. An der Mütze erkannten wir, dass der eine einen höheren Dienstgrad hatte. Der andere war nur ein einfacher Soldat. Sie sagten uns, wir sollen das Haus verlassen.

In dem, was wir am Leib trugen, wurden wir aus dem Haus vertrieben.

Das Vieh im Dorf haben die Deutschen geschlachtet und selber gegessen.

Unterwegs befahl man uns, nicht zu reden und nicht zu weinen.

Ich erinnere mich noch an eine Situation, als ein Deutscher einer Frau ihr Baby wegnahm und es in den Schnee legte. Wir mussten es zurücklassen.

Unsere erste Pause war in Brjansk, wo wir die Gelegenheit hatten, uns auszuruhen. Allerdings nicht uns zuliebe, sondern der Soldaten wegen, die ja auch erschöpft waren. In Brjansk wurden wir dann getrennt. Leute mit Kindern in die eine Richtung und die ohne Kinder in die andere Richtung. Man sagte uns dann, dass wir jetzt nach Deutschland gehen würden.

Wir hatten nichts zu essen und kaum warme Kleidung. Es war schrecklich.
Wir gingen an Feldern vorbei. Die Soldaten, welche uns bewachten, wurden irgendwann von anderen abgelöst. In der Zwischenzeit haben wir uns auf dem Feld ausgeruht und ich sah in einiger Entfernung ein Holzhaus stehen. Da hätte ich auf Gedanken kommen können. Ich war ja ein junges Mädchen von neun Jahren. Und wir durften nicht reden, nicht nach Essen fragen, gar nichts durften wir.
Irgendwann hatten wir jegliches Gefühl für die Zeit verloren, wussten nicht mehr, wie lange sie uns schon scheuchen. Wir wussten nicht, welcher Tag, welcher Monat war, und wir wussten auch nicht, wohin es geht. Ich kann mich auch nicht mehr daran erinnern, wie wir in die Güterwaggons geladen wurden. Vielleicht, weil ich noch relativ klein war und viel geschlafen habe.
Irgendwann sind wir dann angekommen. Auf der einen Seite des Waggons waren die Frauen und auf der anderen Seite die Großväter und die kleinen Jungen. Wir bekamen dann den Befehl, uns nackt auszuziehen.
Also standen wir nackt da und sahen dabei zu, wie unsere Sachen in ein Auto geladen wurden. Stundenlang warteten wir. Worauf? Wir wussten es nicht. Die Soldaten starrten auch immerzu auf die Uhr. Uns haben sie dann Kleidung gegeben, den Großvätern nicht. Wir durften aus den Waggons aussteigen und die alten Männer sind nackt im Waggon geblieben und weggefahren. Wir haben sie nie wieder gesehen.
Schließlich kamen wir im KZ Kaunas an. Dort war es so voll, dass wir nur auf einem Bein stehen konnten. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir in dem Lager waren. Dann wurden wir weiter getrieben. Wieder durften wir nicht reden, nicht nach Essen fragen und nicht weinen.
Dann sind wir schließlich im KZ Siauliai angekommen. Das war genauso wie in Kauen. Später waren wir dann in der Stadt Joniskis. Was war das für ein Lager? Feld, Stacheldrahtzaun und Pfähle. Essen gab es bloß einmal am Tag. Und was denkt ihr, was es gab? Irgendein trübes Wasser. Ich weiß nicht, was sie da reingemischt haben. So lebten wir. Mehrmals wurden wir auch von Deutschen bombardiert. Die Verletzten wurden unter freiem Himmel operiert.
Wir hatten gar nichts, nicht einmal sauberes Wasser, keine Bandagen, gar nichts. Meine Arbeit war folgende: Ich musste ein Loch graben und habe die ganzen Patronen, die man den Opfern operativ entfernt hatte, in einer Schüssel gesammelt und dann in das Loch geworfen. Und meine zweite Aufgabe war, allen immer ein

wenig Wasser zu geben. Wir haben ein Tuch nassgemacht und damit über die Lippen der Verwundeten gewischt.
Ich weiß nicht, wie viel Zeit wir dort verbracht haben. Irgendwann haben sie beschlossen, uns nach Hause zu schicken. Das war aber auch kompliziert.
Wir sind wieder mit einem Güterzug nach Hause gefahren. Manche der Stationen auf unserem Rückweg wurden bombardiert. Trotzdem haben wir es bis nach Russland zurück geschafft.
Nun mussten wir wieder bei Null anfangen. Da es nichts zu essen gab, mussten wir uns von den Pflanzen ernähren, die wir fanden. Wir haben weder Brot noch Salz zu sehen bekommen, wir hatten rein gar nichts.
Wir hatten nicht einmal einen Ort, an dem wir wohnen konnten, weil alles zerstört war. Zudem lagen überall noch Minen. Es war einfach nur die Hölle.
Wir hatten kaum Gelegenheiten, uns zu waschen und wenn es dann mal ging, hatten wir nichts zum Abtrocknen. Wir haben uns gewaschen und gewartet, bis wir an der Luft getrocknet waren.
Korn hatten wir zwar, aber konnten es nicht aussäen. Überall waren Krater im Boden, es sah aus wie auf einem Schlachtfeld. Außerdem hatten wir natürlich Angst, durch eine der vielen Minen umzukommen. Wir hatten bloß eine Schaufel, eine Sichel und einen Spaten. Sonst nichts, kein Vieh. Nur das Korn, was wir dann irgendwie, irgendwo gesät haben. Wir haben von Null angefangen. Der Krieg war noch nicht zu Ende und der Staat hat uns etwas Korn gegeben, damit wir wenigstens eine Lebensgrundlage hatten. Um das Korn in Empfang zu nehmen, mussten wir erst einmal 25 Kilometer zu Fuß zurücklegen. Die Älteren trugen zwei Eimer Korn und die Jüngeren nur einen Eimer. Wir waren 12 und arbeiteten die ganze Zeit. Zur Schule bin ich nicht mehr gegangen. Wir hatten ja weder eine Schule, noch Papier.
Wir arbeiteten auf den Feldern und dann begann die Ernte. Die Frauen haben alles mit der Sichel abgeschlagen und wir haben es zusammengebunden und zum Trocknen gebracht. Jetzt mussten wir das Korn irgendwie dreschen. Wir hatten keine Technik, also mussten wir uns etwas überlegen. Wir hatten eine 2-Meter lange Stange und an der hing ein Stein. Das war unser Dreschflegel.
Das war eine Drecksarbeit. Wenn es windig war, haben wir das Korn aus dem Eimer geschüttet und der Staub wurde etwas weggeweht. Oder wir haben es hoch geworfen, dadurch wurde es auch etwas sauberer. Das war aber nicht mit einem Mal getan, wir mussten das mehrmals machen, bis das Korn halbwegs sauber war.

Den ganzen Sommer über sind wir barfuß gelaufen. Es war ja warm und wir hatten sowieso keine Schuhe. Wenn wir welche ergattert hatten, hoben wir sie für den Winter auf.
Heizen konnten wir auch nicht richtig, da die Deutschen den ganzen Wald zerstört hatten. Ein par vereinzelte Sträucher waren geblieben. Wir haben dann die paar Stöcke, die wir noch fanden, zum Bau des Hauses und zum Heizen verwendet.
Später haben wir uns dann etwas ausgedacht, wie wir uns waschen können. Wir haben uns meisten einmal in zwei Wochen gewaschen. Da wir keine Seife hatten, haben wir immer die Asche genommen. Wir haben sie geseiht und dann dem Wasser zugegeben, welches Mutter auf dem Ofen erhitzt hatte. Damit haben wir unsere Haare gewaschen, damit wir keine Läuse bekamen, und unseren Körper. So haben wir ein Jahr lang gelebt.
Erst 1947 bekamen wir einen halben Liter Kerosin und ein Glas Salz. Bis 1948 haben wir kein Brot gegessen. Wir haben uns hauptsächlich von Gras ernährt. Wir haben es nicht gewaschen, einfach so gegessen. Unser Großvater war schon alt, sein Magen vertrug das Gras nicht. Er ist vor Hunger gestorben. Einer anderen Frau - sie hatte fünf Kinder - erging es ebenso. Die fünf Kinder blieben dann alleine. Der Hunger war schrecklich, aber wir haben irgendwie überlebt. Später haben wir auch etwas bessere Werkzeuge bekommen, die uns die Arbeit etwas erleichtert haben. Trotzdem war es eine Höllenarbeit!
Irgendwo hatte meine Mutter mal einen kleinen Sack Mehl aufgetrieben. Wir haben es mit Wasser vermischt, ohne Salz. Diesen dünnen Teig haben wir dann auf die heiße Herdplatte gegeben und das waren bei uns dann Bliny (Eierkuchen zu Deutsch). Wir waren zu viert in der Familie, Mutter und die drei Kinder. Vater ist damals nicht aus dem Krieg zurückgekehrt. Ich bin sozusagen ohne Vater aufgewachsen, kann mich nicht einmal an sein Gesicht erinnern.
Wir haben die Jahre nicht gezählt, keine Geburtstage gefeiert, auch den Tag des Sieges nicht. Wir haben bloß gearbeitet. Wir waren froh, dass wir in unsere Heimat zurückkehren konnten. Das war das Wichtigste. Wer stirbt, der stirbt, wer überlebt der überlebt.
1966 bin ich hierher nach Podolsk gekommen und habe 25 Jahre auf dem Bau gearbeitet. Es war immer sehr kompliziert. Ich habe erst durch viele Umwege meine Dokumente bekommen. Wir hatten auf dem Dorf ja nichts. Und wenn wir Arbeit gefunden haben, hatten wir keine Wohnung. Hatten wir eine Wohnung, hatten wir

keine Arbeit. So bin ich mit einer Freundin herumgereist, immer auf der Suche nach einer Wohnung und Arbeit.

Auf dem Dorf konnte ich nicht bleiben, weil meine Hände von der ganzen Arbeit auf der Kolchose weh taten. Ich konnte nicht einmal eine Kuh melken. Der Arzt meinte, hier werde ich nicht gesund, ich solle in die Stadt und mich dort heilen lassen.

Ich habe schon mit 26 Jahren geheiratet und ein Kind geboren. Ich habe dann auf dem Bau in Podolsk gearbeitet und war dort so lange, bis wir genug Geld für eine Wohnung hatten. Bis zu meiner Rente habe ich auf dem Bau gearbeitet.



Auf dem Poklonnaja Gora in Moskau

Maria Michailowna Popowa



Ich heiße Maria Michailowna Popowa und bin am 15. Juni 1936 geboren. Als der 2. Weltkrieg begann, war ich fünf Jahre alt. Während dieses Krieges wurde Mutter mit ihren sechs Kindern von den Deutschen verschleppt. Ganz bis nach Deutschland sind wir nicht gekommen, weil es auf dem Weg sehr viele Bombenanschläge gab. Man hat uns in das KZ Orsche 8 gebracht. Anderthalb Jahre verbrachten wir an diesem Ort. Dann wurden wir in das KZ Roslawl geschickt, das ist in der Gegend von Smolensk. Dort waren wir ungefähr ein Jahr, bis wir schließlich von den sowjetischen Truppen befreit wurden.

Wir kleinen Kinder mussten nicht arbeiten, nur Mutter und meine beiden älteren Schwestern (13 und 15 Jahre) verrichteten von früh bis spät Feldarbeit. Wir blieben in unserer Baracke, haben dort gekehrt, aufgeräumt. Für schwere Arbeiten waren wir noch zu jung. Außerdem mussten wir uns um das jüngste Geschwisterkind kümmern – meinen 10 Monate alten Bruder. Ob in dem KZ etwas Bestimmtes produziert wurde, weiß ich nicht. Ich erinnere mich bloß, dass sie uns häufig Blut abgenommen haben. Wer gute Blutwerte hatte, blieb im Lager - bei wem die Werte schlecht waren, der wurde abtransportiert und nie wieder gesehen. Das Lager durften wir nicht verlassen. Wir haben in einer Baracke gelebt, auf Stroh geschlafen, und wenn die Mutter von der Arbeit kam, war sie die ganze Zeit bei uns. Wenn es Bombenanschläge gab, hat sie uns alle sechs in ihre Arme genommen und gesagt: „Wenn wir das überleben, dann überleben wir alles! Und wenn wir sterben, dann sterben wir alle!“ Wir haben alle überlebt, bis auf meinen kleinen Bruder. Er ist gestorben. Mutter musste die Windeln immer mehrfach verwenden und es gab auch keine Säuglingsnahrung. Normalerweise hätten die Wachleute das tote Kind weggeschafft, aber wir haben den Kleinen in ein Tuch eingewickelt, versteckt, und später neben dem Stacheldrahtzaun begraben. Und so ist er in dem KZ geblieben. Nach dem Krieg sind wir nie wieder an diesen Ort zurückgekommen, obwohl meine

Mutter es unbedingt wollte. Aber wir waren sehr arm und hatten kein Geld zum Reisen. Unser ganzes Dorf war damals abgebrannt. Wir haben uns ein Erdloch gegraben und darin gelebt. Viele hatten ansteckende Krankheiten, Windpocken und so weiter. Wir haben gehungert, waren absolut verarmt. Irgendwann haben wir dann in einer Kolchose ein Kalb bekommen. Das ist herangewachsen zu einer Kuh.

Später haben wir uns ein kleines Haus gebaut. Mutter ist 96 Jahre alt geworden, trotz allem, was sie durchlebt hat. Vater war im Krieg, er war Maschinist von Beruf. Nach dem Krieg war es sehr schwer, es gab keine Männer mehr in der Kolchose.

Das heißt, dass die ganze Arbeit von Mädchen und von Frauen verrichtet wurde! Ich bin erst mit zehn Jahren in die Schule gegangen. Wir hatten keine, weil das ganze Dorf abgebrannt wurde.

Drei Kilometer von unserem Dorf entfernt wurden in einem Schuppen ein paar Tische und Stühle hingestellt, und das war dann unsere Schule. Ich habe die Schule beendet und eine Ausbildung als „Formerin“ gemacht – da hat man für die Kanalisation verschiedene Rohre hergestellt. Danach habe ich fünf Jahre in einem Betrieb gearbeitet. Später bin ich dann nach Moskau gezogen und habe dort 20 Jahre als Maurerin gearbeitet.

Ich habe zwei Kinder. Mein Sohn arbeitet als Polizist, und meine Tochter ist Grundschullehrerin. Außerdem habe ich noch Enkel. Einer beendet gerade die elfte Klasse, der andere schließt gerade das College für Informationstechnologie ab, und das Mädchen ist momentan in der sechsten Klasse. Meine Enkel erzählen immer von mir, haben schon Vorträge gehalten. Ich besuche auch selbst verschiedene Schulen und berichte von meinem Schicksal. Generell ist die ganze Familie sehr interessiert. Alle achten mich. Selbst die Schwiegertöchter und auch der Schwiegersohn interessieren sich dafür. Mein Mann kennt auch meine Geschichte, er selbst war aber kein Zwangsarbeiter.

Man warf uns ja damals vor, wir hätten unser eigenes Land verraten. In der Schule machte sich das zum Glück nicht bemerkbar, weil fast alle ein ähnliches Schicksal hatten. Als ich nach Moskau gezogen bin, bin ich in die Organisation Minderjähriger Häftlinge mehr oder weniger rein gerutscht und leiste hier seit 30 Jahren einen Beitrag. Wir haben jetzt ein Hospital und werden wie Veteranen behandelt und gepflegt.

Meine Kinder leben inzwischen alleine. Wir haben für sie Häuser gebaut. Ich war ja 30 Jahre Maurerin. Mit meinem Mann lebe ich in einer Drei-Zimmer-Wohnung. Wir

haben einen sehr guten Garten, dort wachsen Blumen, Obst, Gemüse, alles was das Herz begehrt. Wir züchten alles selber. So leben wir jetzt. Ich als Veteranin und ehemalige minderjährige Zwangsarbeiterin bekomme eine Rente in einer Höhe von 16000 Rubel (derzeit etwa 400 €). Mein Mann als Rentner allerdings nur 11000. Meine Kinder verdienen gut. Es reicht zum Leben, immerhin haben sie ein Auto. So leben wir eben heute. Ich trete in verschiedenen Schulen auf, gestern war ich in der Klasse meiner Tochter. Die Kinder waren aber noch sehr klein. Normalerweise trete ich in den sechsten, siebten Klassen auf. Sie haben aber alle sehr interessiert zugehört. Häufig gestellte Fragen von Kindern sind: „Wie haben Sie überlebt?", „Was haben Sie gegessen?". Ich kaufe für die Auftritte in der Schule das Brot, welches wir immer im Lager gegessen haben, wiege 125g ab und zeige das den Kindern. Diese Mengel haben wir bekommen, als wir im Lager waren und Arbeit verrichten mussten, 125g! Wenn man nicht gearbeitet hat, hat man nicht jeden Tag Brot bekommen. Außerdem haben sie uns ja regelmäßig Blut abgenommen, irgendwann dann sogar jede Woche. Und wer gute Blutwerte hatte, dem hat man etwas mehr zu essen gegeben. Manchmal gab es sogar Kascha!

Insgesamt habe ich fast dreieinhalb Jahre in Lagern verbracht. Ich war allerdings noch nie in Deutschland. Unsere Vorsitzende Ina verspricht uns, dass sie das irgendwie organisieren möchte. Man hört ja dies und das. Faschisten waren Faschisten, aber nicht alle Deutschen waren Nazis. Die ersten Deutschen, die zu uns gekommen sind, haben nichts Schlimmes gemacht. Erst als die SS-Leute kamen, fing der Terror an. Ich denke positiv und negativ. Momentan weiß ich nicht, wie ich verzeihen soll, was geschehen ist. So viele von unserem Volk sind damals umgekommen. Wenn jetzt so eine Zeit der Versöhnung kommt, dann vergeben wir vielleicht. Aber nicht den SS-Leuten!



Flüchtlingstreck

Dmitri Wassiljewitsch Bucharin



Als der Krieg damals begann, war ich 8 Jahre alt. Schon im Jahr 1941 haben die Faschisten unser Dorf Cholmui erobert. Sie hatten es auf unsere Bahnstation abgesehen. Mit ihrem überlegenen Kriegsgerät kamen sie schnell voran und zwangen die Rote Armee, sich zurückzuziehen und sich in den umliegenden Wäldern zu verstecken. Bald darauf kamen auch erste Flugzeugverbände der Deutschen und verdunkelten den Himmel.
So verbrachten wir unser erstes Kriegsjahr in Angst.
Dann kamen die ersten deutschen Besatzungstruppen auf Motorrädern in unser kleines Dorf, welches gerade mal 12 Häuser hatte. Wir waren damals als Kinder sehr neugierig und hatten keine Angst. An die ersten Worte, die ich aus dem Mund eines Deutschen vernahm, erinnere ich mich bis heute: „Hier ist ein Schmetterling".
Doch diese Soldaten blieben nicht lange und zogen wenig später schon weiter.
Wir haben zu Anfang praktisch nichts Schlimmes erlebt. Es war mehr die Angst vor dem, was kommen könnte. Und dann kamen die Bombenflugzeuge. Es wurden jedoch keine Bomben abgeworfen, da die Deutschen bereits festgestellt hatten, dass sich keine sowjetischen Truppen im Gebiet befanden. Dann haben die sowjetischen Soldaten angefangen, aus der Deckung des Waldes heraus Überfälle auf die Deutschen zu starten. Sie konnten ja weder vor noch zurück, deswegen blieb ihnen nichts anderes übrig als diese Taktik. Die Deutschen hatten aus der ukrainischen Bevölkerung Personal für ihre Polizei rekrutiert, damit ihnen diese dienten.
Dann wurde der Befehl herausgegeben: Wer den Partisanen hilft, wird erschossen! Im Nachbardorf hatte man Spuren gefunden, die aus dem Wald kamen. Man konnte jedoch nicht erkennen, ob diese von Partisanen oder der zivilen Bevölkerung stammten. Oftmals waren das Verwandte von uns, und so haben wir uns alle gegenseitig gedeckt, statt uns zu verraten. Darauf hin stellte man die gesamten Dorfbewohner in einer Reihe auf und erschoss die Hälfte von ihnen. Den Rest

verteilte man auf die umliegenden Dörfer und ließ erzählen, was da passiert war. Einer der Soldaten sagte: „Nehmt, was ihr tragen könnt, und dann los!“ Anschließend hat man das Dorf abgebrannt und vermint. Uns hatte man zum Glück nicht erschossen. Die Nachricht sollte sich verbreiten, um Angst zu erzeugen, damit sich ähnliche Vorfälle nicht nochmal wiederholten.

Eines Tages wurden wir zur Bahnstation gebracht, und man transportierte uns mit dem Zug tiefer in das von den Deutschen besetzte Gebiet. Die Waggons waren offen, ständig wurden Menschen krank. Wer unterwegs starb wurde einfach vom Zug geworfen. Wir wussten nicht wohin wir gebracht wurden. Und diese Ungewissheit war beängstigend.

Schließlich kamen wir nach Litauen in die Stadt Alytus. Man brachte uns in Kasernen, die eigentlich für Kriegsgefangene gedacht waren. Insgesamt waren wir 9000. Ich weiß nicht mehr, wie viele Monate wir da lebten. Die Verpflegung war richtig schlecht, jeden Tag starben Menschen. Wir mussten keine Zwangsarbeit leisten. Allerdings wählten die Deutschen immer wieder einige von uns aus, denen sie dann befahlen, die zahlreichen Leichen zu entsorgen.

Später wurden wir dann in Eisenbahnwaggons nach Lettland verlegt. Dort hat man uns der Bevölkerung als Sklaven angeboten. Ich war zu der Zeit gerade mal 8 Jahre alt. Einer der Landwirte wählte meinen älteren Bruder aus. Ein anderer nahm mich und meine 4-jährige Schwester. Er war Invalide und schien mir ein komischer Kauz zu sein. Seine Frau war noch sehr jung. Sie verbrachte die meiste Zeit auf dem Anwesen des Nachbarn. Von früh bis spät arbeiteten wir im Stall und auf den Feldern. Zum Glück kamen wir jedoch bald auf den Hof eines wohlhabenderen Bauern. Dort mussten wir zwar auch auf dem Feld arbeiten, aber der junge Mann und seine Frau waren freundlicher zu uns. Wir durften sogar gemeinsam mit ihnen am Tisch essen.

Eines Tages war es dann soweit. In der Ferne konnte man die Geschütze der herannahenden Roten Armee hören. Plötzlich bekamen unsere Herren es mit der Angst zu tun. Sie brachten uns zurück zu den Deutschen, aus Angst vor der Rache unserer Landsleute. Und so kamen wir wieder zurück nach Litauen. Eines Tages, wir trauten unseren Augen kaum, sahen wir am Horizont unsere Panzer anrollen. Endlich kamen unsere Landsleute, um uns zu befreien!

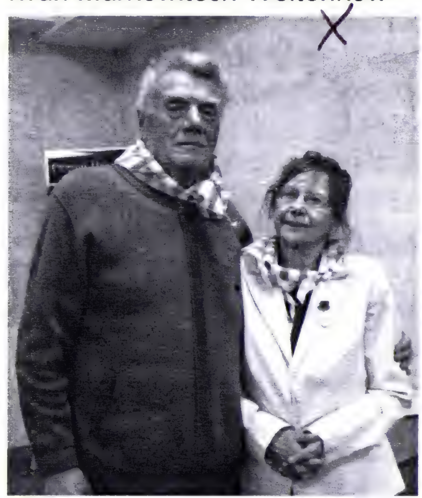
Damit kamen aber auch schon die nächsten Schwierigkeiten auf uns zu. All die Befreiten mussten ja aus Litauen wieder in die Heimat zurück. Viele Städte und

Dörfer waren jedoch zerstört, viele Heime gab es einfach nicht mehr. Auch unser Dorf war übel zugerichtet und vermint. Übergangsweise haben wir deswegen in Laubhütten gewohnt, die wir in Erdlöchern errichteten.
Zwar waren wir jetzt frei, aber wir mussten zusehen, dass wir nicht verhungern. Außerdem hatten wir alle Hände voll damit zu tun, die zurückgebliebene Munition und Minen einzusammeln. Sehr viele Menschen fielen den Minen zum Opfer. Wir haben wirklich viele Kisten mit Munition und nicht verlegten Minen gefunden und mussten natürlich dafür sorgen, dass damit niemand Unfug trieb!
Heute ist meine Meinung von den Deutschen sehr gut! Ich habe die Bekanntschaft mit einem lettischen, einem finnischen und einem deutschen Offizier gemacht.
Den Deutschen mochte ich am liebsten. Er sagte mir damals, dass er unter keinen Umständen in den Krieg ziehen wollte. Das sagte er auch seiner Mutter. Allerdings hatte er keine Möglichkeit gefunden, den Kriegsdienst zu verweigern. Ich habe einfach gespürt, dass er ein guter Mensch war.
Meine Frau, die ich damals noch nicht kannte, hatte eine riesige Familie. Als die Deutschen kamen, saßen die Kinder verängstigt auf dem Ofen. Die Deutschen gaben jedem von ihnen Konfekt. Sie war damals fünf Jahre alt. Viele haben grausame Sachen von den Deutschen erzählt. Aber ich habe nur dieses zu berichten.



Brennendes Dorf

Iwan Markowitsch Woitenkow



Iwan und Hannelore beim Treffen der ehemaligen Zwangsarbeiter in Moskau (mit blau-weißem Halstuch als Symbol für die damalige Häftlingskleidung)

Ich bin in einem Konzentrationslager gewesen, habe Hunger und Kälte erlebt. Früher bin ich 5 Kilometer weit barfuß in unsere Dorfschule gelaufen. Das Dorf hieß Jadreno-Slobodsk. Nur weil ich etwas aushalten konnte, kräftig und jung war, habe ich die schwere Zeit überleben können.

Ich wurde am 22. April des Jahres 1939 im Dorf Kolitschenka, Weißrussische SSR, in einer Bauernfamilie mit insgesamt neun Kindern geboren. Nach nur zwei Jahren endete meine friedliche Kindheit. So wie viele meiner Freunde musste auch ich lernen, was das furchtbare Wort Krieg bedeutet. Meine Heimat Weißrussland wurde als erste zum Opfer der Schrecken und Leiden des Krieges. Die Faschisten setzten Dörfer in Brand, erschossen Menschen, hängten sie auf, vergifteten die Gegend mit Gasen. Infektionskrankheiten verbreiteten sich. Die Feinde errichteten Konzentrationslager, in denen harte Lebensbedingungen herrschten. Hitler hatte noch vor Beginn des Krieges einen Befehl herausgegeben. Er wurde durch Armeeoffiziere ausgeführt und war speziell für Weißrussland bestimmt. Jedes feindliche Verhalten der Bevölkerung im Hinblick auf die deutschen Streitkräfte sollte mit dem Tode bestraft werden. Wer Rotarmisten oder Partisanen versteckte oder deckte, sollte umgebracht werden. Für den Fall, dass man die Partisanen nicht fand, nahm man stattdessen Geiseln aus der Bevölkerung. Diese Geiseln wurden erschossen, wenn die Beschuldigten innerhalb von 24 Stunden nicht ausgeliefert wurden. Nach weiteren 24 Stunden – so der Befehl – musste die doppelte Zahl an Geiseln aufgehängt werden.

In den ersten Kriegstagen wurde mein ältester Bruder Wasja an die Front kommandiert. Ich werde sein Kriegsschicksal jetzt nicht beschreiben. Zum Glück ist uns sein letzter Brief erhalten geblieben. Ich hoffe, er wird irgendwann veröffentlicht

werden: Er starb an seinen Wunden am 7. Mai des Jahres 1945, in der Krakauer Wojewodschaft. Mein zweiter Bruder Ljowa ging zu den Partisanen.
Unser Vater, Mark Filaretowitsch, wurde wegen seines Alters nicht an die Front geschickt. Aber bereits zu Beginn des Krieges arbeitete er mit den Partisanen zusammen.
Um den tödlichen Gefahren aus dem Weg zu gehen, führte uns unsere teure und geliebte Mutter Anastasia Lwowna in den Wald, wo wir zwei Jahre lang versteckt lebten. Wir hausten in Hütten aus Tannengehölz. Ihr könnt euch vorstellen, was für Lebensbedingungen das waren.
So entschloss sich Mutter im Februar des Jahres 1943, mit uns ins heimatliche Haus zurückzugehen, um uns besser verpflegen zu können und eine Möglichkeit zum Waschen zu haben. Wir waren kaum eine Nacht im Haus, als man bereits der örtlichen Polizei zugetragen hatte, dass eine Familie, in der es einen Rotarmisten sowie einen Partisanen gab, aus dem Wald gekommen war.
Früh am Morgen – so erzählte die Mutter – kamen zwei SS-Soldaten, um uns zum Erschießen abzuführen. Aber scheinbar hat der liebe Gott ein Auge auf uns geworfen. Im Augenblick des nahenden Unglücks erschien ein deutscher Offizier, der die SS-Leute mit scharfer Stimme wegjagte. Dann ließ er sich in unsere Hütte führen und bat um Essen. Mama holte unseren eisernen Topf mit Kartoffeln hervor und stellte ihn auf den Tisch. Er sagte, dass nicht wir, auch nicht sie, sondern Hitler und Stalin diesen Krieg angezettelt hätten. Dabei sprach er in einem schlechten, schwer verständlichen Russisch. Wir verstanden, dass er uns vor dem Erschießen gerettet hatte. Doch sei er verpflichtet, uns ins Konzentrationslager zu bringen. Andernfalls würde man ihn selbst erschießen. So verfrachtete man uns zusammen mit vielen anderen Dorfbewohnern in einen Waggon. Der brachte uns ins Konzentrationslager von Kritschewsk, das eigentlich für Kriegsgefangene bestimmt war. Es befand sich auf dem Gelände einer Zementfabrik, war mit Stacheldraht umzäunt. Von nun an lebten wir unter freiem Himmel – zusammen mit 18000 gefangenen Rotarmisten, Zivilisten und Kindern. Davon zeugt ein Dokument aus dem Jahr 1945, welches eine staatliche Kommission erstellt hatte und das in einem Archiv der Russischen Föderation gefunden wurde.
Woran erinnere ich mich noch? Ich war damals fünf Jahre alt. Wir hausten in Lagerräumen, die aus Beton errichtet waren, auch der Fußboden war aus Beton. In die Wände schlug man nachträglich Fenster, damit wir nach draußen sehen konnten.

Man ernährte uns mit Hülsen von Körnern und Kartoffelschalen. Das Essen brachte man in Gefäßen, die schmutzig waren und nie gewaschen wurden. Es gab Tage, da gab es einmal zu essen und solche, an denen wir zweimal essen konnten. Ich erinnere mich an eine Begebenheit, wo in der Suppe ein behaarter Pferdefuß mit einem Eisen war. Urteilt selbst, womit wir "gefüttert" wurden.

Wir Kinder waren gezwungen schreckliche Geschichten mit anzusehen, die bis heute auf unserer Seele lasten. Das Schlimmste war, als man direkt vor unseren Augen Rotarmisten, Offiziere, Komsomolzen und Kommunisten erschoss. Es ist schwer, sich daran zu erinnern, obwohl man das tun muss, damit es die Nachkommen erfahren. Und so ging das acht Monate lang: Kälte und Hunger unter dem Donner von Geschützen. Und dann kam der lang ersehnte Tag der Befreiung. Die Operation "Bagration", mit der die Säuberung unserer Heimat Weißrussland von der braunen Pest eingeleitet wurde, befreite uns aus diesem Todeslager. Daran waren übrigens auch Partisanen beteiligt, unter ihnen mein Bruder Ljowa. Die Kunde des Sieges kam zu uns im Frühling, im Mai des Jahres 1945. Das Volk war im Freudentaumel.

In unserem Dorf wurde der Boden bestellt. Und am 16. Mai trug der Postbote so wie immer die Post aus. Er blieb neben unserem Haus stehen und gab meiner Schwester Christina ein Blatt Papier. Es war die Todesnachricht von meinem Bruder Wasja. Als sie mit stockenden Worten vorlas, dass Wasja am 7. Mai 1945 seinen Wunden erlegen war, fiel unsere Mutter – so wie sie da stand – zu Boden. Ihr Körper zuckte vor Schmerzen und sie schrie und weinte unaufhaltsam.

Daran erinnere ich mich immer wieder – mein ganzes Leben lang. Ich bin jetzt 73 Jahre alt. Ich kann nicht daran denken, ohne Tränen zu vergießen. Dieser Tag bleibt für immer der traurigste Tag im Leben unserer Familie. Von diesem Tag an ging die Mutter täglich zu dem Zug, der durch unseren Ort fährt. An der Station Drutj-Moskau-Baranowitsch wartete sie vergebens, dass ihr Sohn Wasja von der Front zurückkehrte. Und das – bis zum Ende ihres Lebens. So ist es nun einmal, das Herz einer Mutter, einer einfachen Bäuerin.

Im Kritschewsker Konzentrationslager befanden sich außer mir und Mutter auch meine ältere Schwester Alexandra mit ihrem Söhnchen. Er kam im Lager ums Leben. Meine Schwester Christina und meine Brüder Ljonja und Mischa waren im Konzentrationslager der Stadt Mogiljow. Zum Glück sind sie alle am Leben geblieben. Ich möchte meine innige Dankbarkeit einem sowjetischen Soldaten sowie

einem weißrussischen Partisanen für ihren Mut und ihre Opferbereitschaft aussprechen. Sie nahmen bei unserer Befreiung keine Rücksicht auf ihr eigenes Leben. Ich möchte auch Mutter, Tante, den Geschwistern Wasja, Mischa, Ljowa, Alexandra, Kristina danken und mich tief vor ihnen verneigen – für ihre Güte, ihre Zärtlichkeit und alles, was sie für meine Erziehung taten.
Ich könnte noch viel über mich erzählen, aber das Wichtigste darüber, wie dieser Krieg meinem Leben seinen Stempel aufdrückte, habe ich gesagt.



Mutter in Stalingrad

Jewgenija Alexejewna Nashowa



Ich bin heute 75 Jahre alt. Als der Krieg begann, war ich 5. Mein Zuhause war der Ort Brjanskaja im Brjansker Gebiet. Ich war sehr jung, aber trotzdem erinnere ich mich an einiges. Vieles hat mir auch meine Mutter erzählt. Als ich erwachsen war, erinnerte ich mich noch an einzelne Fragmente und habe dann gezielt bei meiner Mutter nachgefragt. Wir waren gerade bei meinem Großvater zu Besuch, als Deutsche zu uns ins Dorf kamen. Sogleich rannten wir nach Hause. Meinen Großvater und seine Nachbarn haben sie in ein Haus gescheucht und es angezündet, so dass sie bei lebendigem Leibe verbrannten.

Der Grund für diesen Mord war folgender: Der Sohn meines Großvaters, Onkel Fedja, war Deutschlehrer und Partisan. Seine Frau war Deutsche. Er hatte sich eine deutsche Uniform angezogen und lief damit durch von Deutschen besetztes Gebiet. Da auf ihn ein hohes Kopfgeld ausgesetzt worden war, verrieten russische Polizisten meinen Großvater. Das war der erste große Schlag.

Wir lebten in dem Dorf Gorelkovo. Zu uns kamen Deutsche am 7. Januar, es war gerade Weihnachten. In unserem Haus hatten sich viele Jugendliche versammelt, um gemeinsam zu feiern. Ich war klein und stand festlich bekleidet in einer Ecke des Raumes. Alle tanzten, doch auf einmal wurde es laut und chaotisch. Ich fragte meine Mutter, wer das gewesen sei. Es waren die Deutschen. Sie brachten die jungen Leute in die neu gebaute Schule und setzten diese anschließend in Brand. Manche versuchten, aus den Fenstern zu springen, doch das half nichts – sie wurden erschossen. Die restlichen Menschen wurden aus dem Dorf vertrieben. Ihre Häuser wurden ebenfalls angezündet. Ohne jegliches Hab und Gut wurden wir auf Wagen verfrachtet und nach Brjansk gebracht.

In Brjansk war das KZ Uritzki. Wir sind aber nur bis in ein Dorf gefahren. Nachts war es sehr kalt und es schneite. Einige sind erfroren, einige entschieden sich, sich in fremden Häusern aufzuwärmen. Ich floh gemeinsam mit Mutter, meinem zehn Jahre

alten Bruder und meiner Tante mit ihren fünf Kindern in einen nahe gelegenen Wald. Dort lebten wir in kalten, dreckigen Erdlöchern, ernährten uns von Wurzeln, einigen liegengebliebenen Kartoffeln und allem, was wir sonst so fanden.
Acht Monate lang wurden wir von den Deutschen durch die Wälder gejagt, von Januar bis August. Russische angeworbene Polizisten und deutsche Soldaten arbeiteten zusammen. So wurden wir schließlich verraten.
An eine Begebenheit im Sommer kann ich mich noch ganz genau erinnern. Wir saßen am Feuer, und unsere Eltern machten gerade das Essen. Auf einmal fingen Deutsche an, auf uns zu schießen. Alle rannten los. Meine Mutter packte mich. Mein Bruder rannte allein weg. Wir trafen uns später an jenem Ort wieder, um zu sehen, wer noch lebte. Dort angekommen, bot sich uns ein erschreckendes Bild: eine Frau und 6 oder 7 Kinder lagen tot am Boden. Daneben ein Schild mit der Aufschrift:
„So wird es allen ergehen, die mit den Partisanen gemeinsame Sache machen!"
Ein anderes Ereignis ist mir auch nachhaltig im Gedächtnis geblieben. Wahrscheinlich gab es mal wieder eine Schießerei. Meine Mutter und ich rannten jedenfalls weg, und das ausgerechnet in ein Sumpfgebiet. Wir sackten ein, hielten uns jedoch an einer Birke fest. Irgendwie konnte meine Mutter mich und sich selbst befreien. Doch wie, das weiß ich nicht mehr so genau. Geblieben ist nur die Erinnerung an die Angst zu sterben.
Eines Tages haben sich die Großväter versammelt und überlegt, was wir nun tun sollten: Entweder wir werden hier erschossen oder sterben eben auf andere Weise. Am besten wir ergeben uns! Oder wir brauchen uns nur am Waldrand blicken zu lassen und werden sofort erschossen.
Naja, die Deutschen haben uns nicht erschossen. Sie verschleppten uns in Richtung Orlowskaja Oblast in Betriebe des Schabutinskier Rajons zum Arbeiten. Hier verbrachten wir den Winter 1943. Dann begann die Zeit der Befreiung!
Zuvor setzten die abziehenden Deutschen Häuser in Brand. Die Mühle wurde zerstört, und uns verfrachtete man auf einen Zug in Richtung Deutschland.
In einem KZ saßen wir dort auf ausgetrockneten, erfrorenen Leichen, während Flöhe über unsere Körper krabbelten! Ich erinnere mich noch, wie wir durch ein großes Tor in einen Raum getrieben wurden. Die Luft war grünlich, roch aber nach nichts. Wer umgefallen war, blieb liegen. Wir stapften über die ganzen Leichen auf die andere Seite. In der Banja (russische Sauna) wurden wir dann gewaschen. Unsere Mutter bekam Arbeitskleidung und eine Nummer. Wir wurden bis nach Österreich

transportiert. Unser Lager hieß entweder Königsberg oder Hattenburg. Ich glaube, es war Hattenburg. Das Lager befand sich zwischen Wien und Baden. Meine Eltern arbeiteten in der Waffenindustrie. Im Lager war unten die Produktion und oben befanden sich die Unterkünfte. Die Wachen waren keine Deutschen, sondern Polen.
Am 3. April 1945 wurden wir von den Ukrainern befreit. Von Österreich sind wir auf Pferdefuhrwerken bis Budapest gekommen. Den Tag des Sieges haben wir im Zug gefeiert, als wir gerade durch die Karpaten fuhren. Einer rannte über die Dächer des Zuges und brüllte: „Sieg! Sieg!“.
Ab 1954 lebte ich in Brjansk. Es war eine Zeit voller Hunger und Kälte. Dann bin ich nach Moskau gezogen und habe 45 Jahre als Wachfrau auf einer Baustelle gearbeitet. Zurzeit habe ich eine Tochter, zwei Enkelinnen und 2 Urenkel.
Ich will, dass es nie wieder so einen Krieg beziehungsweise überhaupt Krieg gibt, dass meine Enkel und Urenkel in Frieden leben. Und euch wünsche ich dasselbe! Alle Menschen sind gleich.

Frage: „Wie kann man Kriege verhindern?“

Wir können da nichts machen, da wir keinen Einfluss haben und unsere Meinung nicht zählt. Alle diese Beschlüsse werden von Politikern und Gelehrten gefasst.
Uns fragt keiner!



Kinder in Charkow

Alexander Fjodorowitsch Pisarenko



Als der Krieg begann, war ich neun Jahre alt, heute bin ich 80. Ich komme aus Weißrussland, stamme aus einer Bauernfamilie. Wir waren zu Hause sechs Kinder und drei Erwachsene.
Ich war unter uns Kindern der Älteste. Im Radio habe ich die Rede Molotows gehört und so davon erfahren, dass Deutschland die Sowjetunion überfällt.
Was Krieg bedeutet, wussten wir damals nicht. Innerhalb eines Monats jedoch wurde es uns bewusst. Sowjetische Flugzeuge wurden abgeschossen. Viele unserer Soldaten zogen sich wegen des schnellen Vormarschs der Deutschen zurück ins Hinterland.
Nach knapp einem Monat rückten dann die Deutschen ein, und wir mussten das erste Mal feststellen, wie sehr sie sich von den Russen unterschieden – und das nicht zum Positiven. Wir lebten bis dahin stets solidarisch zusammen, auch wenn wir auf vieles verzichten mussten.
Vor dem Krieg haben meine Eltern von früh bis spät als Bauern in der Kolchose gearbeitet, anschließend dann im eigenen Garten. Die Deutschen sind nur zu uns gekommen, um uns alles zu nehmen was wir hatten: Schweine, Getreide, Eier...
So viel, wie sie eben brauchten. Mutter wollte sich am liebsten beschweren, weil sie sechs hungrige Kinder zu versorgen hatte. Als dann die Patrouille mal wieder da war, ging ich zu einem der Soldaten und wollte ihm alles erklären. Ehe ich mich versah, konnte ich schon die Mündung eines Gewehres im Rücken spüren. Vor Angst lief ich so schnell wie mich meine Beine tragen konnten weg. So lebten wir zweieinhalb Jahre unter der deutschen Besatzung. Es war schwer für uns. Tagsüber kamen die Deutschen, um sich zu bedienen. Nachts kamen die Partisanen, die auch etwas zu essen haben wollten. Für unsere große Familie blieb da kaum etwas übrig.
Aber wir schafften es trotzdem irgendwie zu überleben.
Im November 1943 haben die Deutschen uns aus dem Gebiet "evakuiert". Da waren sie anscheinend schon auf dem Rückzug. Von früh bis abends wurden wir getrieben.

Nachts ließen sie uns manchmal in Baracken ausruhen. Früh ging es dann weiter. Einmal haben wir uns dann einfach versteckt und sind nicht mit den Deutschen weiter gezogen. Bis März haben wir so ein Hungerleben geführt. Dann wurden wir entdeckt und mussten uns vor der Schule versammeln. Man transportierte uns auf Autos zu einer Bahnstation und verlud uns in Viehwaggons. Sie haben so viele Menschen in die Waggons gepackt, dass man kaum stehen konnte. Wie Vieh behandelten sie uns!
Nach zwei Tagen sind wir am Zielort angekommen. Von dort ging es dann zu Fuß weiter zum Konzentrationslager. Wer nicht gehen konnte wurde erschossen oder erschlagen. Selbst wenn einer hingefallen ist weil er nicht mehr konnte, gab es keine Gnade. Egal, egal. Wir mussten weitergehen. So trieb man uns bis zum Dorf Podinski, einem Teilbereich des KZ Osaritisch. Das war ein Todeslager.
Untergebracht wurden wir in einem Gebäude, das an einen Sumpf grenzte. Alles war umgeben von Stacheldrahtzaun. Bewacht wurden wir von Männern mit Hunden.
Man stelle sich mal vor – 50000 Leute waren in diesem Lager untergebracht.
Und es gab kaum etwas zu essen und zu trinken. Wir tranken aus den selben Pfützen, durch die wir auch laufen mussten. Den Durst stillen konnten wir so aber nicht. Eines Tages wurden uns drei Wagenladungen voll Brot gebracht. Jetzt stellte sich die Frage, wie man es möglichst gerecht verteilen konnte. Der deutsche Offizier hat wirklich versucht, das zu organisieren. Aber total ausgehungerte Menschen werden ja nicht warten, bis sie an der Reihe sind. Irgendwann hat der Deutsche das Brot einfach in die Menge geworfen. Wer ein Stück gefangen hatte, ist damit sofort zu seiner Familie gelaufen. Nun stellt euch einmal vor, ein Stück Brot für neun gierige Mäuler. Natürlich waren wir danach immer noch hungrig.
Eines Tages tauchten sowjetische Truppen auf – allerdings, ohne uns zu befreien. „Ihr seid schon so lange hier. Harrt noch drei Tage aus. Wenn ihr jetzt geht, werdet ihr sicher umkommen. Außerhalb des Lagers ist alles voller Minen."
Im KZ waren viele Menschen mit Typhus infiziert. Es wurde erzählt, dass die Deutschen dies bewusst angezettelt hätten. Etwas später wurden wir dann doch aus Osaritschi herausgeführt, in Waggons geladen und in die befreite Zone überführt.
Nach zwei weiteren Hungertagen bekamen wir dann endlich etwas zu essen.
So wurden wir wieder zu Menschen.
Man fragt sich, wie sie nun waren, diese Deutschen? Natürlich waren sie durch Hitlers Propaganda beeinflusst und haben ohne Widerspruch seine Befehle

ausgeführt. Wenige Soldaten waren gute Menschen. Der größte Teil hat sich angepasst und hat getan, was befohlen wurde. Vor Gericht haben deutsche Generäle gesagt: „Aber was hätten wir tun sollen? Befehl ist Befehl!“ Natürlich waren nicht alle Deutschen solche Tiere. Aber das Heer war vollkommen auf Hitlers Seite, daran habe ich keinen Zweifel...



Alte mit Kind

Vera Michailowna Peleshenko



Ich wurde am 10.01.1930 in Gaisin, das ist ein Ort in der Ukraine, geboren. Eigentlich entstamme ich einer Bauernfamilie. Aber mein Vater war von Beruf Armeeangehöriger. Er starb schon mit 26 Jahren. Dann wohnten wir in Dnepropetrowsk. Von dort wurden wir 1941 nach Kertsch evakuiert. Da machten wir im Herbst „Bekanntschaft" mit den Deutschen. Meine Mutter war eine schöne Frau. In unser Haus kamen zwei SS-Männer. Sie fragten nicht nur nach Partisanen! Meine Mutter wehrte sich mit all ihren Kräften. Am nächsten Tag holte die Gestapo unsere ganze Familie: Mutter, mich – ich war damals 11 Jahre – und Larissa – gerade mal 3 Monate alt. Sie forderten von Mutter, dass sie sich als Partisanin zu erkennen gäbe. Mutter war ohne Bildung. Ihre Familie war in den dreißiger Jahren entkulakisiert worden, d.h., man hatte ihnen ihre 2 Kühe genommen, mit denen sie ihr Brot verdienten. So waren sie denn nach Dnepropetrowsk ausgewandert, um sich in der Fabrik Arbeit zu suchen. Trotz der Arbeit hatte die Mutter dafür gesorgt, dass ich, die Älteste, in der Schule Deutsch lernte. „Hier, das sind meine Partisanen", sagte Mutter beim Verhör und zeigte auf ihre drei Töchter.

Nach drei Monaten der Drangsalierung wurden wir zusammen mit vielen anderen Ukrainern, die der Unterstützung von Partisanen bezichtigt wurden, in Viehwaggons verfrachtet und gen Westen transportiert. Das war im Frühjahr 1943. Da viele Soldaten an die Front wollten, standen unsere fünf Waggons oft stunden- und tagelang auf den Gleisen. Die Fahrt ging über Lwow, Budapest, Rumänien, die Tschechoslowakei, Wien gen Westen. An den Haltepunkten standen Gendarmen, die uns großen Schrecken einflößten. Am Anfang hatten wir den Gedanken zu fliehen und einfach zu Fuß in die Heimat zurückzukehren. Einige taten das auch und kamen bei einem polnischen Bauern unter, was aber schlimme Folgen für alle hatte.

Sie wurden verraten. So kamen wir im Mai 1943 letztlich nach Auschwitz, wo uns ein

Tor mit der Überschrift „Arbeit macht frei“ empfing. Mutter wusste, was ein KZ war und als sie den ersten Erhängten sah, brach sie in Tränen aus und wusste: dort sind wir nun angekommen. Wir wurden sogleich getrennt und kamen in unterschiedlichen Holzbaracken unter. Wir Kinder kamen in die Quarantänebaracke. Dort mussten wir uns nackt ausziehen, wurden unter heißes, dann kaltes Wasser gestellt. Meine langen blonden Zöpfe wurden abgeschnitten, mein Kopf kahl geschoren. Dann ging es in die Desinfektionskammer. Dort hatte eine schwangere Frau gerade ihr Kind verloren. Mutter musste in eine andere Baracke, wo die arbeitsfähigen jungen Frauen untergebracht waren. Sie mussten härteste Zwangsarbeit leisten.

Dann kam für uns Kinder die schwerste Zeit. Mit vielen anderen Kindern wurden wir für Versuche des berüchtigten KZ-Arztes Josef Mengele ausgewählt. Wir bekamen eine Art Eisenring um den Kopf gelegt, woran Leitungen befestigt waren. Nachdem man uns auf einem Stuhl festgeschnallt hatte, gab man uns elektrische Stöße in unterschiedlicher Stärke. Wir zitterten vor Angst in Erwartung der Prozeduren und noch mehr, wenn wir die Schocks erleiden mussten. Am schlimmsten traf es meine kleine Schwester Larissa, die damals 1 ½ Jahre alt war. Sie bekam Injektionen, die Geschwüre und Wunden tief wie Löcher vor allem im Kniebereich hervorriefen. Jedes Mal, wenn Mengele seine schweren Finger da hineinlegte, schrie sie auf.

Nach den Prozeduren gab es süßen Tee und ein Butterbrot. Man brauchte uns noch. Mein Schwesterchen starb nach 1 ½ Wochen. Sie war von ihren Qualen erlöst. Danach versteckten mitfühlende Häftlinge einige von uns Kindern unter den „Nary“ - das waren Doppelstock-Holzgestelle. Meist lagen wir zu dritt übereinander auf der Erde. Essen wurde von Häftlingen herein geschmuggelt, die im Küchentrakt arbeiteten. So „lebten“ wir ein Jahr und 10 Monate. Mein „Zuhause“ war die Baracke Nummer 14. Oft hörten wir das Bellen der Hunde draußen auf dem Birkenauer Gelände. Aber Gott war mir gnädig. Ich wurde nicht entdeckt.

Am 27. Februar 1945 kam die Befreiung durch die Sowjetarmee. Auf Tragen wurden wir aus dem Lager hinaus ins Freie gebracht. Ich kam ins Hospital nach Krakau, später in ein Krankenhaus in Warschau und dann zur Rehabilitation nach Lwow. Mutter war bald nach Dnepropetrowsk in die Ukraine zurückgekehrt. Ihre größte Sorge: Wie kommen wir zu Dokumenten... denn ohne Dokumente war der Mensch bei uns ein Nichts. Weil wir in Deutschland gewesen und somit der Spionage verdächtigt waren, gab man uns keine Dokumente. Und ohne Dokumente keine Bleibe, keine Arbeit. Mutter kämpfte, war aufsässig. Stundenlang stand sie an, um

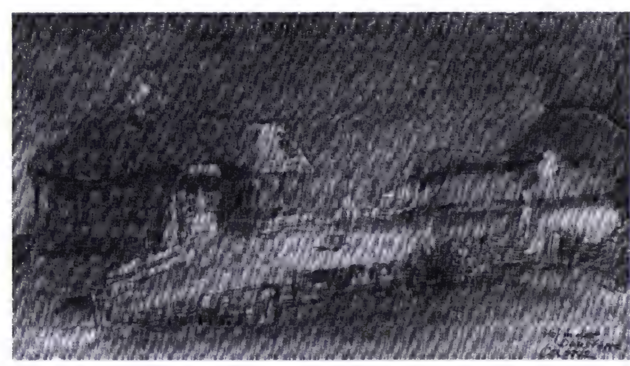
Arbeit zu bekommen. Letztlich fuhr sie in den Schacht ein. Schwere Arbeit war sie schon aus Deutschland gewöhnt. Bald nach dem Krieg starb Mutter. Vorher hat sie noch geheiratet, um den Familiennamen zu ändern und damit die Schmach des Aufenthalts in Deutschland loszuwerden.

Ich besuchte später eine Musikschule und wurde eine Kulturarbeiterin, leitete Chöre, gab Klavierunterricht und konnte Harmonika und Balalaika spielen.

Auch in dem berühmten Hotel Moskwa auf dem Roten Platz habe ich 10 Jahre lang mit Freude gearbeitet. Erst mit 70 Jahren habe ich mich von meiner Arbeit getrennt.

Ich habe 2 Kinder. Mein Mann ist aus Taschkent, ein Russe, mit dem ich noch heute zusammen bin.

Im April 2011 traf ich mich mit unseren deutschen Freunden, der Gesellschaft zur Hilfe für Kriegsveteranen und Kriegsopfer aus Dresden in Moskau. Darüber bin ich sehr glücklich und wünsche, dass sie noch sehr lange leben und mit uns Freundschaft halten können. In der Gedenkstätte Ehrenhain Zeithain, wo 30000 sowjetische Kriegsgefangene begraben liegen, begingen wir am 22. Juni den Tag der Versöhnung. Jedem von uns ehemaligen Kinderhäftlingen wurden zehn weiße Rosen überreicht. Den Kindern in Moskauer Schulen erzähle ich des öfteren von meinem Schicksal. Im Jahr 2012 war ich mit einer russischen Delegation und anderen ehemaligen NS-Häftlingen, z.B. aus Belgien, in Auschwitz. Es gab dort außer mir nur eine Überlebende dieses Konzentrationslagers. Allen habe ich auf die Fragen, die sie hatten, wahrheitsgemäß geantwortet. Es lief nicht ohne Tränen ab. Nie wieder soll es so etwas Schreckliches wie Auschwitz und diesen II. Weltkrieg geben.



Haus in der Donsteppe

Jakow Michailowitsch Nepotschatow



Jakow vor seinem Auftritt auf dem Poklonnaja Gora

Ich bin Jakow Michailowitsch Nepotschatow aus der Akademie-stadt Puschtschino bei Moskau. Am 3. Mai des Jahres 1926 wurde ich in dem ukrainischen Dorf Jekaterinowka geboren. Mein Vater war Russe, meine Mutter Ukrainerin. Die Gegend, in der wir wohnten, war herrlich! Wälder, Wiesen und ein Fluss, in dem wir Fische fingen. Wir trieben Sport, begeisterten uns fürs Kino, im Sommer halfen wir auf den Kolchosfeldern.

Eines Tages – wir arbeiteten gerade auf dem Feld – kam die Pionierleiterin mit einer schrecklichen Nachricht: Es ist Krieg! Schon nach drei Tagen bombardierten die ersten feindlichen Flugzeuge unsere Bahnstation im Tiefflug. Im Ort eröffnete man sofort ein Hospital und kurz danach trafen unsere verwundeten Soldaten ein. Auch erste deutsche Kriegsgefangene bekamen wir zu Gesicht. „So sehen sie also aus, die Deutschen, die unser Land überfallen haben!“, dachte ich mir.

Im Dezember 1941 kamen Kämpfer aus Sibirien, die die deutschen Soldaten aus unserem Gebiet vertrieben. Wir Jungs halfen sogleich den unseren. Wir säuberten die Straßen und den Flughafen von Schnee und schleppten große Kästen mit Granaten herbei.

Im Mai 1942 verlor unsere Armee die große Schlacht bei Charkow. Vater war an der Front. Im Dorf hatten inzwischen die Deutschen das Sagen.

Die angeworbene Polizei jagte die Alten, Invaliden und Kinder zur Arbeit auf die Felder. Eines Tages ereignete sich dort etwas Furchtbares. Ein lauter berstender Knall und der Körper meines Bruders wurde in Stücke gerissen. Es war eine feindliche Granate. Meine Mutter war wie von Sinnen. Großvater zimmerte einen Sarg aus Brettern und hinter dem Dorf begruben wir Grischa in einem Brudergrab.

Mit meinem Freund Wanja verfluchten wir die Faschisten, stahlen ihnen die

Mundharmonika, die sie so liebten und einen Fotoapparat. Die Polizei bemerkte es und verriet uns. Als Strafe schickte man uns nach Deutschland. Vorher sagten sie noch: „Wenn ihr versucht zu fliehen, dann werden alle Mitglieder eurer Familie erschossen.“

In Deutschland mussten wir zuerst in einer Gießerei arbeiten. Wir waren drei Halbwüchsige und mussten Metall von Waggons abladen, woraus dann Geschosse hergestellt wurden. Ich dachte dabei immer: „Der Vater kämpft an der Front und du hilfst den Deutschen dabei, dass sie ihn umbringen.“

So entschlossen wir uns zu fliehen, was zunächst auch gelang. Nachts gingen wir in Richtung Osten, tagsüber versteckten wir uns und aßen Rüben von den Feldern. In einer Mühle fanden wir verschüttetes Mehl, das wir mampften und leckten. Dann ging es weiter. Aber zu unserem Entsetzen landeten wir wieder bei der Mühle. Und plötzlich standen da Hitlerjungen mit ihrem Anführer! Die nächste Station für uns war dann die Stadt Eisleben, wo man uns verhörte. Dann ging es ab in den Knast nach Halle. Von dort brachte man uns am 7. November 1942 in das Konzentrationslager Buchenwald. Drei Monate waren wir auf der Flucht gewesen. Wie ich später aus den Akten erfuhr, wurden wir wegen politischer Sabotage dorthin transportiert.

Bei der Ankunft wurde uns erklärt, dass das hier kein Sanatorium sei und es nur einen Ausgang gebe – durch den Schornstein des Krematoriums. Und der rauchte wie die Esse einer Dampflok, die gerade beschleunigte. Wir wurden in unterschiedlichen Baracken untergebracht. Ich kam in die mit der Nummer 37. Da gab es heimlich organisierte Gegner der Faschisten und so half man mir, dass ich in der Tischlerwerkstatt arbeiten konnte. Aus Holzresten stellte ich kleine Spielzeuge her. Unter den Häftlingen waren Russen, Tschechen, Polen und Gefangene anderer Nationalitäten – darunter auch Deutsche, die z.B. in der UdSSR gearbeitet hatten. Alle hatten eine Nummer. Bei mir war es die Nummer 4850. Auch unsere Wäsche lief unter dieser Nummer.

Wir waren mit Iwan wohl die ersten minderjährigen Häftlinge, die nach Buchenwald kamen. Am Ende des Krieges gingen die Nummern so bis 75000. Mehr als 50000 ließen dort – soviel ich weiß – ihr Leben. Sie starben im allgemeinen an Entkräftung und Krankheiten, aber auch im Gas. Und jeder Gefangene hatte sein Zeichen, das musste so sein: die Juden den gelben Stern, die Politischen das schwarze Dreieck, Saboteure und Diebe ein grünes Dreieck, usw. Ich hatte ein rotes Dreieck mit dem Buchstaben R für 'Russe'.

Sonntags mussten wir nur bis zum Mittag arbeiten. Danach gab es manchmal Boxveranstaltungen von Häftlingen verschiedener Nationen. Beliebt waren die Kämpfe von Russen gegen Deutsche. Ich freute mich dann, wenn der Russe siegte, zum Beispiel Andrej Borsenko. Er war damals 20 und in der Jugendbaracke untergebracht. Er wurde später ein bekannter Chirurg in Taschkent und es gab dann auch ein Buch und einen Film über ihn. Als ich das 1983 erfuhr, habe ich ihm geschrieben. Mehrere Jahre dauerte der Briefwechsel zwischen uns zwei Überlebenden von Buchenwald an.
Nun, da war dann die Sache mit den Holzschuhen... Sie hingen wie Klötze an meinen Beinen. Damit ich sie nicht verlor, befestigte ich sie an zwei Riemen. Auf diese Weise konnte ich etwas besser gehen. Aber das war so nicht vorgesehen.
Ich verstieß damit gegen die „Ordnung". Das war der Grund, so glaubte ich immer, dass man mich von Buchenwald ins KZ Mittelbau Dora versetzte, wo die V2 Raketen hergestellt wurden.
Dora befand sich im Innern eines Berges in einem Kilometer langen Tunnel.
Dort lebten wir, dort wurde gestorben. Man jagte die Menschen zur Arbeit hinein, hinaus kamen Leichen. Nach Dora kommen – so hieß es – bedeutete den sicheren Tod. Ich wurde einem Kommando zugewiesen, wo man sogenannte Nary baute. Das waren Mehrstockbetten für Häftlinge. Unsere Bewacher waren zuerst Italiener, später Deutsche.
Es war kalt. Der erste, der mich rettete, war ein Weißrusse. Er hieß Sascha und besorgte mir einen Pullover aus dem Kleiderdepot. Ich war 176 cm groß und wog nur 37 Kilogramm. Aber trotz der unerträglichen Lagerbedingungen verloren wir unsere menschliche Würde nicht und halfen einander. Was mussten wir alles erleben! Zum Beispiel: Die Gefangenen arbeiteten im Tunnel. Das Essen wurde auf der Straße neben dem Tunneleingang zubereitet. Ende September 1943 unternahmen zwei Russen, die dort gerade zur Arbeit eingeteilt waren, einen Fluchtversuch. Natürlich wurden sie wieder eingefangen. Dann hat man ein Exempel an ihnen statuiert.
Man brachte sie dazu auf ein Feld. Die Gefangenen aus dem Tunnel wurden herausgeführt und mussten sich aufstellen und zusehen. Dann erhielt einer der Gefangenen den Befehl, auf uns zuzulaufen. Auf der anderen Seite standen welche mit Automatikgewehren in bedrohlicher Haltung. Jetzt gab es erneut einen Befehl - „Los!". Zwei auf gestreifte Häftlingskleidung abgerichtete Wolfshunde stürzten sich auf ihn und rissen ihn in Stücke. Einige Deutsche, die entfernt auf dem Feld etwas

mitkriegten, schrien vor Entsetzen. Das Gleiche passierte mit dem zweiten Flüchtling, nur, dass es jetzt andere Hunde waren. Der Kommandant drohte damit, dass es jedem so ergehen würde, der versuchen würde zu fliehen.
Sechs Monate habe ich in dem Tunnel unter der Erde gearbeitet. Die Beleuchtung war sehr schlecht. Es gab lediglich ein paar Fackeln an den Wänden. Wasser zum Waschen gab es nicht. Wir befeuchteten die Hände und Gesichter mit der Nässe, die von den steinernen Wänden tropfte. Die kam sicher davon, dass dort unten mehrere tausend Menschen schliefen, deren Atem dort kondensierte.
Als im April des Jahres 1944 das Kommando kam, aus dem Tunnel herauszukommen, um Baracken zu bauen, wurde ich blind von dem Sonnenlicht, das ich einfach nicht mehr gewöhnt war. So konnte ich nicht mehr arbeiten. Das aber hieß, dass mein Leben bedroht war. Ein Häftling aus Polen, von Beruf Mediziner, sagte zu mir: „Wenn du dem Krematorium entkommen willst, brauchst du eine sehr dunkle Brille." Gerettet hat mich dann der Tscheche Karel Brambletz. Er durfte Briefwechsel führen und aller zwei Monate ein Päckchen bis zu 400 Gramm empfangen. Auf seine Bitte hin schickten die Verwandten ihm eine Brille mit getönten Gläsern. Langsam kehrte meine Sehkraft zurück.
Wir begannen zuerst Baracken für die SS zu bauen, danach für die Lagerinsassen.
In der ersten Lagerbaracke – es war die Nummer 11 – war auch ich untergebracht.
Als alle Baracken fertig waren, zogen wir in die neben der Tischlerei und der Elektrowerkstatt um. Dort arbeitete ein Tscheche, der uns eine Elektrolampe vermachte. Er wurde von einem alten Deutschen beaufsichtigt, der während des ersten Weltkrieges in Gefangenschaft geraten war. Ich sah ihn manchmal seufzen... ich glaube er konnte sich gut in unsere Lage versetzen, hatte Mitgefühl.
Der Tscheche aus der Radiowerkstatt brachte uns eines Tages ein Radio, so groß wie eine Streichholzschachtel. Erstmalig hatten wir Informationen von außerhalb des Lagers. Aber die Deutschen hatten Wind davon bekommen. Der Tscheche und einer von unseren Leuten wurden erhängt.
Ja, es gab viel Trauriges, aber auch Gutes. Unserem Alexej wurde von einem Aufseher mit einer großen Metallkanne ein Loch in den Kopf geschlagen. Ein Sanitäter – er war Pole – holte einen Franzosen, Arzt von Beruf, der auch inhaftiert war. Man nannte ihn Papa Professor. Er operierte Alexej ohne Narkose. Ein Loch hinter dem Ohr blieb ihm allerdings.
Viel später, Ende 1945, als ich schon zu Hause in Russland im Schacht arbeiten

musste, sehe ich einen Menschen neben mir auf der Versammlung mit einem Loch hinter dem Ohr. „Alexej!“ Wie freuten wir uns über das Wiedersehen!
Um in Dora überleben zu können, musste man vieles können. Ich war ein fixes Kerlchen. Es war vor Ostern, wir waren vom Hunger getrieben und so klauten wir aus der Küche, die für die Deutschen kochte, einen 18-Liter Kübel Suppe. Davon bekamen auch die anderen etwas, aber es reichte nicht für alle, das köstliche Essen! In unserer Gruppe waren nämlich mehr als 30 Leute. Und dann kam die Strafe: 20 harte Schläge mit Knüppeln aus Buche für jeden von uns. Verraten hat mich keiner...
Einmal gab mir ein Deutscher Zeichen. Ich verstand nicht, was sie bedeuten sollten. Dann sah ich, dass er unter der Jacke einen halben Laib Brot verbarg. Mein Herz hüpfte höher vor Freude. Sollte ich es nehmen? Oder war es wie so oft eine Falle? Dann warf er mir das Brot zu. Es lag jetzt zehn Meter von der Baracke entfernt.
Furchtbar sind der Hunger und die Angst vor dem Tod. Ich hielt es nicht aus, kroch auf der Erde entlang, griff nach dem Brot, kauerte mich in eine Ecke und verschlang es. Zwei Wochen quälte ich mich danach mit Bauchschmerzen und Durchfall.
Mein Magen war krank, er vertrug kein Brot. Der Deutsche aber hatte es gut mit mir gemeint.
Auch an folgende Begebenheit kann ich mich noch gut erinnern. Ein deutscher Häftling, der das Sagen hatte – der Lagerälteste Ludwig – weigerte sich, einen russischen Häftling aufzuhängen. Nach einem schweren Verhör schickte man ihn in den Steinbruch. Aber das war sein sicherer Tod. Dort überlebte keiner.
Im März 1945 war das Ende des Krieges schon nah. Anfang April gab es noch einmal einen schweren Boxkampf zwischen einem Russen und einem Deutschen. Es war wie ein Kampf auf Leben und Tod... Schreie... Zähne flogen. Das Ende des Krieges schien zum Greifen nah – doch wie würde es aussehen? Der Boxkampf endete unentschieden.
Nach etwa zehn Tagen wurden wir auf Waggons ohne Dächer verladen und in Richtung des KZ Bergen-Belsen gefahren. Schnell, sehr schnell sollte es gehen. Wir wussten jetzt, dass uns der sichere Tod erwartet. Fünf Tage ohne Verpflegung.
Mein Nachbar, der Tscheche Jusek, kaute vor Verzweiflung an einem Stück Seife. Bei der Ankunft in Bergen-Belsen rannten irgendwelche Deutschen mit weißen Binden an den Armen durch die Gegend. Warten, Ungewissheit! Aber am nächsten Tag die Erlösung: ein amerikanischer Panzer! Welch eine Freude! Wir sprangen heraus, umringten die Panzerfahrer, schrien „Hurra!“ und redeten auf sie ein, obwohl

sie kein Wort verstanden. Wir ließen sie nicht los. Ein Dolmetscher kam und der verstand – Hunger, Hunger, Hunger!!!
Sie brachten verschiedene Lebensmittel, auch Suppe und ganz vorsichtig vertilgten wir – die Todgeweihten – das heiß ersehnte Mahl.
Am 9. Mai, nachts um 4 Uhr, wurden wir von Schüssen geweckt, sprangen auf und rannten nach draußen. Was war da los? „Deutschland hat kapituliert! Der Krieg ist zu Ende! Sieg!“ Schon nach wenigen Tagen brachte man uns in Lastautos über die Elbe in die östliche Zone. Wir waren fröhlich, ausgelassen, sangen Lieder und schwenkten Fahnen.
Im Osten Deutschlands empfingen uns KGB-Leute als "Vaterlandsverräter", schuldig vor der Heimat. Das Vertrauen sollten wir durch Arbeit zurückgewinnen. Jetzt galt es, eine Überprüfung zu durchlaufen. Alle Adressen von Verwandten mussten wir angeben, alle Adressen von den Lagerkameraden, den Unglücklichen, aufschreiben. Auch Angaben, die das Rote Kreuz gemacht hatte, wurden notiert. Und dann ging es zu Fuß zurück nach Hause, nach Russland.
So kamen wir bis zu einem Kohleschacht in Stalinogorsk, im Moskauer Gebiet.
Das war im September 1945. Hier also galt es zu arbeiten, um uns nach dem Aufenthalt in Deutschland der Heimat wieder würdig zu erweisen.
Das Schachtgelände war mit Stacheldraht umzäunt. Das erste was wir taten: diese Zäune niederreißen. Eineinhalb Jahre überprüfte man uns, arbeiteten wir unter Bewachung in dem Schacht.
Einmal widersprach ich heftig einer unsinnigen Anweisung. Da brachte der Aufseher hervor: „Halt den Mund! Du hast bei den Deutschen gearbeitet. Dein Schicksal liegt jetzt in meiner Hand.“ Vor Kränkung schrie ich auf. „Was versteht ihr überhaupt! Ja, wenn alle so solidarisch gewesen wären, wie die nach Deutschland in KZ Verschleppten, wäre der Krieg eher zu Ende gewesen!“
Im Jahr 1946 bekam ich dann einen Pass, sollte zur Armee einberufen werden. Aber ich war nicht fähig, zu schwach! Nach zehn Tagen wurde ich entlassen und kehrte endlich zu meiner Mutter und den Schwestern zurück. Jetzt erfuhr ich auch, dass Vater am 8. Mai 1944 gefallen war. Zwei Briefe sind geblieben. Aber das war nicht alles: Onkel Pawel vermisst, Onkel Semjon kam am 2. Mai 1945 bei Kämpfen in Berlin ums Leben. Bruder Wladimir ist im Jahr 1942 gefallen und mein Cousin Peter wurde von den Deutschen vor den Augen seiner Mutter erschlagen. Die Faschisten hatten ihn für einen Partisanen gehalten.

Im September des Jahres 1947 wurde das strenge Regime im Schacht aufgehoben, und wir wurden freie Arbeiter. Viel könnte ich über mein Leben erzählen. 1971 wurde ich Direktor einer Möbelfabrik. Unsere Möbel gingen sogar ins Ausland. Ich habe eine Familie gegründet, habe gute Kinder.Ich war wie alle ein treuer Sohn meiner Heimat und gleichzeitig ein „Verräter".

Und was kann ich heute über die letzten Jahre sagen? Unser Volk ist geduldig und gutmütig. Aber es ist auch gekränkt. Ich und viele viele andere haben geschuftet, gebaut, Erfindungen gemacht. Aber die Früchte unserer Arbeit ernten nun die Oligarchen.

Die Menschen schweigen. Was morgen wird, wissen wir nicht. Furchtbar für die Jugend, furchtbar und kränkend. Vor ein paar Jahren besuchten mich Mitglieder der Organisation zur Hilfe für Kriegsveteranen in Russland aus Deutschland. Sie baten mich um Verzeihung für all das Böse, das mir und unserem Volk damals angetan wurde. Ich antwortete, dass es in Deutschland ja kein faschistisches Regime mehr gebe und ich keinen Hass gegenüber seinen friedlichen Bürgern hege. Seit dieser Zeit stehe ich mit den Dresdnern im Briefwechsel.

Im April des Jahres 2001 besuchte ich auf deren Einladung hin Deutschland. Gemeinsam fuhren wir auch nach Buchenwald. Zur Erinnerung nahm ich Steine mit von dem Ort, wo früher die Baracke Nummer 37 stand. Jedes Jahr am 11. April fahre ich nach Moskau zum Poklonnaja Gora, um aller toten Häftlinge zu gedenken.



Interview mit Jakow im Jugendzentrum von Puschtschino

Nachtrag:

Jakow Michailowitsch Nepotschatow ist ein angesehener Bürger seiner Stadt. Er war im Jahr 2009 ein zweites Mal in Deutschland. Wir fuhren gemeinsam mit ihm in das ehemalige Konzentrationslager 'Mittelbau Dora' und legten Kränze und Blumen für die dort verstorbenen Kameraden nieder. Seine beeindruckenden Fotografien wurden zweimal unter dem Titel 'Gesichter Russlands' ausgestellt.
Er ist Ehrenmitglied unseres Vereins. Vor kurzem wurde Jakow 86 Jahre alt und immer noch spricht er vor Schülern und Studenten in seiner Heimat über das, was er damals erlebte. Immer erzählt er dann auch von seinen Dresdner Freunden. Er vergisst keinen unserer Geburtstage! Er vergisst bei einem Anruf nie, alle herzlich zu grüßen. Jeden nennt er beim Namen. Mancher Russe schüttelt ungläubig den Kopf, wenn er, unser Jakow, von seinen Deutschen erzählt.



"Uznitsa" aus Krasnogorsk mit Toni

Versöhnung

Du warst in Auschwitz
mit der Mutter,
es ergab sich so.

Ich bangte damals um den Vater
Er trug Verwundete
und pflegte sie,
fest hoffend auf den Sieg des Führers.

Du warst ein Mädchen, Vera, so wie ich
ein wenig jünger noch
und zart
sie konnten dich verstecken.

Denn Mütter lieben Kinder,
auch die fremden.

Versuche machten hirnverbrannte Ärzte.
Der Mengele ist wohlbekannt.
Die kleine Schwester musst's erleiden
Schmerzen, Wunden – nimmer heilend
in einem fernen düst'ren Land.

Sie hat ihr zweites Lebensjahr nicht überstanden.
Der Tod ereilte sie nicht weit von jener Stadt,
wo unser kluger Dichter Goethe
gelebt, gewirkt und für uns alle
den Sinn des Lebens beschrieben hat.

Ich sah vom Himmel Bomben fallen.
Ein Feuersturm zerstörte meine liebe Stadt.
Entsetzte Menschen irrten angstvoll durch
gewesene Straßen

Welch Glück für den, der überlebt und jetzt noch
eine Bleibe hat.

Erst später dachte ich:
Ist dieser Krieg das Ende allen Seins?
Wird der bestraft, der nicht gefühlt
und nicht gedacht
und nicht gewusst hat,
dass in Höllen-Öfen Menschen brennen
und Kinder laut nach ihren Müttern schreien?

Die Koffer stehen da noch, die Schuhe dicht an dicht
und Haare – abgeschoren, wirr und ungeschönt
türmen sich zu Haufen

Mein Vater blieb im Krieg,
es war im letzten Jahr,
die Weihnachtsglocken läuteten
sein Ende.
Die Brille kam zurück und Goethes „Faust".
Ja kalt, sehr kalt war dieser Januar

Wir beide haben überlebt.
Ich traf dich auf dem Roten Platz.
Du wolltest mir die Metro zeigen
Matrosen von Kronstadt, Helden der Arbeit -
der Gefangene vom Gulag tanzte nicht mit
im Reigen derer, die in Bronze und Stein gegossen

Mensch sein, Mitleidenkönnen, Barmherzigkeit -
sind sie noch zeitgemäß, diese
Worte und Werte?

Im Wirrwarr der Jetztzeit
geht manches verloren,
wovon wir geträumt -
als das Ende des Krieges uns lehrte,
die Rinde des Brotes zu schätzen
und unser nacktes Leben zu lieben.

Nun kamst du zu uns – ins Land der Feinde
und gehst mit mir durch die Straßen der Stadt,
die fast geheilt ist von den Schlägen
der Bomben
in jener Nacht.

Wir genießen das Lachen der Kinder,
den Wellenschlag der Elbe, die Lebendigkeit des Seins
und das Glück, Grenzen überschritten zu haben -
damals und heute.

Bist du versöhnt?
Wir schenken dir und allen
Opfern eine weiße Rose.

Hannelore Danders, 2011

Anmerkungen

1.) Das Projekt "Zeitzeugengespräche im Moskauer Gebiet" wurde vom 10.-18.04.2012 in Zusammenarbeit mit der Partnerorganisation "Ehemalige minderjährige Häftlinge faschistischer Lager" durchgeführt. Begegnungen gab es in den Städten Moskau, Mytischtschi, Podolsk, Puschtschino, Solnetschnogorsk und Krasnogorsk.

2.) Das Buch von Viktor Maximow "Bekenntnisse eines alten Soldaten" erschien 2010 in russischer Sprache. ISBN-Nr. 978-5-87184-476-2
Die deutsche Ausgabe ist bei der Dresdner Gesellschaft zur Hilfe für Kriegsveteranen in Russland e.V. erhältlich. 8,50 € zzgl. Versandkosten

3.) In den Partnerbezirken des Vereins, d.h. im Ural, St. Petersburg und im Moskauer Gebiet, wurden Ausstellungen der Maler Prof. Hans Mroczinski, Prof. Adolf Böhlich und Christian Modersohn durchgeführt und fanden große Resonanz.
Einige Zeichnungen, die der Soldat Modersohn in den Kriegsjahren 1941-42 an der Ostfront machte, sind den Zeitzeugenberichten beigefügt. Er war dem Land, in dem ihm, dem Schwerverletzten, junge Russen das Leben retteten und in dem er viel Menschlichkeit und Hilfe erfahren hat, in tiefer Dankbarkeit verbunden. Der Bruder Christian Modersohns fiel 1943 in der Sowjetunion. Seine Cousine Cato Bontjes van Buk wurde im gleichen Jahr im Strafgefängnis Berlin-Plötzensee für die Beteiligung an der Widerstandsbewegung hingerichtet.
Der Dresdner Maler Prof. Hans Mroczinski ist langjähriger Förderer des Vereins. Er hat als junger Soldat die schweren Kämpfe um Stalingrad überlebt. Während seiner Gefangenschaft in Krasnogorsk setzte er sich mit dem Thema "Krieg" auseinander. Seine (Anti-)Kriegsbilder sind im dortigen Museum ausgestellt.

4.) Es wird darauf hingewiesen, dass wir die Texte im wesentlichen so aufgezeichnet haben, wie sie von den Zeitzeugen gesprochen wurden. Wir können keine Gewähr dafür geben, dass die angegebenen Orte in jedem Fall richtig bezeichnet sind.

Leben ist das Vermächtnis der Toten...

Es ist jetzt höchste Zeit, alle Kräfte des Geistes - und der Wissenschaft, der Technik, der Kunst und der Dichtung - für den Frieden einzusetzen. Es kann und darf keine Ursachen mehr geben für kriegerische Auseinandersetzungen; keine Politik darf mit dem Mittel des Krieges fortgesetzt werden.

Die Politik muss wissenschaftlich und moralisch, die Wissenschaft politisch und moralisch werden; alle politischen Gewalten und alle Gebiete der Wissenschaft müssen von der Moral der Menschlichkeit durchdrungen werden.

Im alten russischen Sprachgebrauch teilte man den Tod eines Menschen mit, indem man sagte:
"Er/sie hat uns befohlen, lange zu leben."

Leben ist das Vermächtnis der Toten!
Nie verstummt ihre Beschwörung: Lebt wohl, lebt in Frieden!

Lew Kopelew, 1981 aus der Sowjetunion ausgebürgerter Weltbürger, Germanist und Schriftsteller, sagte diese Worte 1992 anlässlich eines festlichen Empfangs in Köln zu Ehren seines 80. Geburtstags. Lew Kopelew starb 1997 in Köln.